

und mit der Jungaunjetitzer und Veteřov-Fazies zu verknüpfen ist und durch die Darstellung von J. Stuchlíková (in: Beiträge zum bronzezeitlichen Burgenbau in Mitteleuropa S. 389ff.) teilweise erhellt wird. Diese Gegenüberstellung würde zahlreiche Gemeinsamkeiten, aber auch gewichtige Unterschiede im Charakter der befestigten Siedlungen im Verlaufe der Bronzezeit erkennen lassen (ansatzweise: Rez., Bronzezeitlicher Burgenbau in Mitteleuropa. Untersuchungen zur Struktur frühmetallzeitlicher Gesellschaften. In: Orientalisch-ägäische Einflüsse in der europäischen Bronzezeit. Ergebnisse eines Kolloquiums [16.–19. 10. 1985]. Römisch-Germanisches Zentralmuseum, Monographien 15 [1990] S. 209–228). Nicht zufällig gibt es nur drei Befestigungen, die sowohl in der ausgehenden Altbronzezeit als auch in der Jungbronzezeit errichtet wurden (Knezdub, Krepice, Olbramovice).

D-4400 Münster
Domplatz 20–22

Albrecht Jockenhövel
Seminar für Ur- und Frühgeschichte

Monika Bernatzky-Goetze, Möringen. Die spätbronzezeitlichen Funde. Antiqua 16. Veröffentlichungen der Schweizerischen Gesellschaft für Ur- und Frühgeschichte. Verlag Schweizerische Gesellschaft für Ur- und Frühgeschichte, Basel 1987. ISBN 3-908006-09-0. 212 Seiten, 115 Abbildungen, 12 Tabellen und 176 Tafeln.

Die Seeufersiedlung von Möringen am Bielersee gehört neben Auvernier und Corcelettes am Neuenburger See zu den wichtigen westschweizerischen Fundplätzen. Im Pionierland der Feuchtbodenforschung schließt jetzt eine Freiburger Dissertation die klaffende Publikationslücke und macht nahezu sämtliche Funde (rund 3200 Stücke) der im vergangenen Jahrhundert entdeckten Siedlung der Forschung zugänglich, die sich in verschiedenen Museen und Privatsammlungen befinden. Teil A (11–19) gibt eine Übersicht über Topographie, Umwelt zur Spätbronzezeit und Forschungsgeschichte des Fundplatzes Möringen, die durch ausgewählte Zitate aus den Grabungsberichten E. v. Fellenbergs aus den Jahren 1873–74 und die Ergebnisse der naturwissenschaftlichen Untersuchungen der Pflanzenreste und Tierknochen ergänzt wird. Angenehm knapp ist der allgemeine Teil der Geschichte der Pfahlbauforschung gehalten, die an anderer Stelle bereits ausführlich und wiederholt behandelt wurde.

Das Fundmaterial wird in den Teilen B (Keramik, 21ff.) und C (Kleinfunde, 65ff.) vorgestellt, zu dessen Bearbeitung sich aufgrund der Fundumstände allein die typologische Methode anbot, die jedoch durch einen „funktionalen Aspekt“ kräftig aufgepeppt und modernisiert wurde.

Wie in allen Siedlungen, egal welcher Zeitstellung, hat auch in Möringen die Keramik den weitaus größten Anteil (1230 Fundstücke, davon 320 vollständig erhaltene bzw. rekonstruierbare Gefäße). Sie wird nach fünf Kriterien klassifiziert, die Aufschlüsse über die mögliche Funktion eines Gefäßes geben sollen: 1. Bewahrteil (Öffnungs- und Höhen-Breitenindex), 2. Standteil (Verhältnis des max. Gefäßdurchmesser zum Bodendurchmesser und Höhe zu Bodendurchmesser), 3. Ausleerungsteil (Verhältnis des Mündungsdurchmessers zum Halsdurchmesser), 4. Handlichkeit (22: „ob das Gefäß mit einer Hand gehandhabt werden kann, ob beide Hände nötig sind, oder ob es gar solche Grösse erreicht, dass ein mobiler Einsatz als Normalgebrauch aus dem Rahmen des Wahrscheinlichen fällt“) und 5. Fassungsvermögen. Die Unterteilung der Gefäßfunktionen in „fest, mobil und hauptsächlich fest“ erläutert zusätzlich ein Schaubild (23 Abb. 4). Neben den Bauteilen von Gefäßen (23f.) werden die verschiedenen Verzierungsarten der Keramik zusammengefaßt (23–27). Die Einteilung der Gefäße in fünf Bauformen richtet sich nach der Gestaltung des Bewahrteils: I Kugelige Becher und Krüge, II Offene Töpfe, III Bauchige Töpfe, IV Konische Schalen, V Runde Schalen und Tassen. Alle Gefäßtypen werden nach den oben genannten Funktionskriterien und Herstellungsmustern durchdekliniert und sämtliche Indices und Durchmesser jeweils durch ein Diagramm veranschaulicht. Die Unterteilung in Gruppen erfolgt nach der Gestaltung der Randlippenform und des Halsfeldes. Die Betrachtung der Nachbargebiete im Hinblick auf die Arbeit V. Rychners unter besonderer Berücksichtigung der Westschweiz schließt die jeweiligen Kapitel ab. Obwohl die Funktion der Gefäße als

Hauptziel formuliert wurde, stellt Verf. am Ende des Keramikkapitels (61) fest: „keine der geschilderten Bauformen und Untergruppen konnten mit einer bestimmten Funktion verbunden werden“ und „mutmassliche Verwendungszwecke konnten jedoch auf dem eingeschlagenen Wege ermittelt werden“. Klassische typologische Untersuchungen an vergleichbarem Material haben schon ähnliche Ergebnisse gebracht (vgl. R. Dehn, Die Urnenfelderkultur in Nordwürttemberg [1971] 14 ff.; J. Stadelmann, Funde der vorgeschichtlichen Perioden aus den Plangrabungen 1967–1974. Der Runde Berg bei Urach 4 [1981] 31 ff. Abb. 1–6). Da Gefäße aus organischem Material fehlen und ausschließlich Lesefunde vorliegen, ist die ursprüngliche Geschirrausrüstung eines Mörieger Haushalts nicht mehr rekonstruierbar (62 mit Abb. 64 „Brechungseffekte vom tatsächlichen prähistorischen Inventar zum bearbeiteten Fundinventar“). Im Vergleich mit dem Keramikinventar von Vinelz und Auvernier zeigt sich, daß bestimmte Gefäßformen mit unterschiedlichen lokalen Vorlieben benutzt wurden.

Kleinfunde, eingeteilt in „Funktionalkategorien“ Trachtbestandteile, Toilettengeräte, Werkzeug und Gerät, Pferdegeschirr, Waffen und Artefakte unklarer Funktion (zu denen u.a. Bronzeringe, Rillensteine [Bronzeguß!] und „Mondhörner“ gehören) erfahren eine erneute Unterteilung in Sachgruppen (Funktion) und Untergruppen (formale Einzelheiten) mit dem erneuten Versuch, „Herstellungsmuster“ zu rekonstruieren. Eine allgemein gehaltene Definition leitet die Kapitel ein, z.B. „Nadeln sind zum Zusammenstecken von Kleidungs teilen oder Frisuren bestimmt. Sie bestehen aus einem unten zugespitzten Schaft und einem Kopf, der dem Schaft gegenüber verdickt ist. Der oberste Teil des Schaftes, direkt unter dem Kopf, ist der Hals“ (65). Nach einer ausführlichen Diskussion über die Zusammensetzung des Fundspektrums kommt Verf. zu dem Ergebnis, daß verschiedene Ursachen für das Vorhandensein verschiedener Sachgruppen vorliegen müssen und „dass für eine Reihe von Sachgruppen mit vergleichbaren Deponierungsbedingungen wie bei einigen Horten vom Ende der Spätbronzezeit gerechnet werden darf“ (106).

Die relativchronologische Einordnung des Materials (Teil D, 111 ff.) in Frühphase und Spätphase erfolgt im Vergleich mit Siedlungsmaterial aus der Schweiz und den Nachbarregionen. Ob Keramik als ebenso aussagekräftig gehandhabt werden muß wie chronologisch empfindliche Kleinfunde, sei dahingestellt. Als wichtiges Ergebnis zeichnet sich ab, daß in Möringen ein etwas jüngerer Abschnitt der Stufe Ha B 3 als in Auvernier faßbar wird.

In den Schlußbemerkungen (Teil E, 123 ff.) faßt Verf. ihre „Problempunkte“ zusammen. Im Rahmen der handwerklichen Tätigkeit stellt sie z.B. die Frage, ob Flicklöcher auf Keramikherstellung nur zu bestimmten Zeiten schließen lassen (123). Wenn jede Hausgemeinschaft ihr eigenes Geschirr produzierte, muß dies nicht unbedingt saisonal wie bei Wanderhandwerkern geschehen. Daß „alltägliche Gebrauchsgegenstände üblicherweise aus Bronze gewesen zu sein scheinen“, weil sich „Steingeräte und andere Materialien in nicht nennenswertem Umfange aufführen lassen“ (103), steht in krassem Gegensatz zu den Aussagen zu den Sammlervorlieben des 19. Jahrhunderts (124). Eine einzige Schwertklinge aus Eisen (Taf. 154,2) wird als „Vertrautheit mit der Technologie“ gewertet, obwohl sonst nur Eiseneinlagen vorkommen (124). Mit Überlegungen zu Einwohnerzahl, sozialer Organisation und Handel sowie Siedlungsdauer und einem Fragenkatalog zum „Reichtum“ der Seeufersiedlungen endet die Auswertung des Materials. Ein umfangreiches Literaturverzeichnis, ein kurzer, auf die Auswertung bezogener Katalog und Tafeln schließen die Arbeit ab, an deren Ende sich der Leser fragt, ob sich der Versuch gelohnt hat, dem Material ein pseudo-naturwissenschaftliches Klassifikationssystem überzustülpen. Banalitäten werden benannt und definiert, die ein System bilden sollen, das im Grunde Anspruch auf allgemeine Gültigkeit erhebt. Die Objektivität des Bearbeiters soll sich in möglichst umfangreichen Messungen und Klassifikationen scheinbar überprüfen lassen.

Wenn auch diese lähmende Ausführlichkeit den Doktorvater nicht gestört zu haben scheint, so hätte doch spätestens die Redaktion an einigen Stellen den Rotstift zücken und heilsam kürzen müssen. Dadurch hätte diese außerordentlich fleißige und sorgfältige Arbeit viel an Glanz gewinnen können.